

Im Meer schwimmen Krokodile

Roman in Einfacher Sprache



Spaß am Lesen Verlag

www.spassamlesenverlag.de

Lizenzausgabe mit Genehmigung des btb Verlags

Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten.

Diese Ausgabe ist eine Bearbeitung des Buches *Im Meer schwimmen Krokodile* von Fabio Geda.

Copyright © 2010 Baldini Catoldi Dalai editore. B.C. Dalai editore

Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe by btb Verlag,

München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Alle Rechte vorbehalten.

Text Originalfassung: Fabio Geda

Text in Einfacher Sprache: Sonja Markowski

Redaktion und Gestaltung: Spaß am Lesen Verlag

Druck: Melita Press, Malta

© 2018 | Spaß am Lesen Verlag, Münster.

Alle Rechte vorbehalten. Nichts aus dieser Ausgabe darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Herausgebers vervielfältigt, in einer automatisierten Datenbank gespeichert oder in irgendeiner Weise – elektronisch, mechanisch, in Form von Fotokopien, Aufnahmen oder auf andere Art – veröffentlicht werden.

ISBN 978-3-944668-95-6

Fabio Geda

Im Meer schwimmen Krokodile

Roman in Einfacher Sprache

Schwierige Wörter oder Ausdrücke sind unterstrichen. Die Erklärungen stehen in der Wörter-Liste am Ende des Buches.

Inhalt

Vorbemerkung | 7

Unser Dorf: Nawa | 9

„Viel Glück!“ | 17

In Quetta | 25

Der Bauchladen | 31

Genug | 37

Schlepper | 44

Auf der Baustelle | 51

Polizei | 58

Kugeln | 65

Neuer Mut | 69

Zwei Flaschen | 75

Ein Schlauchboot | 81

Wellen | 87

Gute Menschen | 91

Anhänger | 97

Payam | 105

Eine Familie | 110

Zweites Leben | 115

Wörter-Liste | 123

Karte vom Flucht-Weg | 126

Vorbemerkung

Dieses Buch hat der italienische Schriftsteller Fabio Geda geschrieben.

Aber erzählt hat die Geschichte Enaiatollah Akbari, den alle nur Enaiat nennen.

In vielen Gesprächen hat Enaiat erzählt, wie er nach Italien kam.

Denn Enaiat stammt aus Afghanistan und hat eine lange und gefährliche Flucht hinter sich.

Der Schriftsteller Fabio Geda hat Enaiats Geschichte dann aufgeschrieben.

Enaiat erzählt, wie seine Mutter ihn aus Afghanistan fortbrachte, als er zehn Jahre alt war.

Weil das Leben in Afghanistan für ihn zu gefährlich war.

Er erzählt die Geschichte von seiner Flucht und davon, wie er als Kind ganz alleine in fremden Ländern zurechtkommen musste.

Ohne Familie, ohne festes Zuhause.

Er erzählt von schwerer Arbeit, von Angst und Verfolgung. Von religiösen Eiferern und von Schleppern. Von Polizisten, die Geflüchtete jagen, ihnen ihr Geld abnehmen und sie dann doch abschieben.

Enaiat vergisst auch nicht zu erzählen,
wer ihm geholfen hat.
Wer freundlich und gut zu ihm war.
Und er bedankt sich in diesem Buch
bei all diesen Menschen.

Enaiat erzählt seine Geschichte, ohne zu jammern.
So, als ob sein Schicksal ganz normal ist.

Enaiats Schicksal ist ganz und gar nicht normal.
Aber seine Geschichte steht auch für die
Geschichten von vielen anderen Kindern
und Jugendlichen. Für die, die ganz alleine die
gefährliche Flucht nach Europa bewältigt haben.
Für die, die in fremden Ländern ganz alleine
um ihr Überleben kämpfen. Weil ihre Eltern sie
fortgeschickt haben. Nicht, weil sie ihre Kinder
nicht lieben. Sondern um sie zu schützen.

Auch das macht dieses Buch so besonders.

Unser Dorf: Nawa

Ich kann mich gut daran erinnern, wie schön unser Dorf war. In Nawa gab es keinen Strom.

Wir hatten Petroleum-Lampen.

Aber dafür gab es Obstbäume. Viele Obstbäume.

Ich konnte zusehen, wie das Obst wuchs.

Aus Knospen wurden Blüten. Aus Blüten wurden

Früchte. Äpfel, Kirschen, Granat-Äpfel, Pfirsiche,

Aprikosen und Maulbeeren.

Unser Haus hatte zwei Stockwerke. Unten gab es einen großen und einen kleinen Raum.

Wir schliefen alle im großen Raum.

Mein Vater und meine Mutter. Meine große Schwester, mein kleiner Bruder und ich.

Wir hatten eine Feuerstelle, auf der wir auch kochten. Das Feuer wärmte im Winter unser Haus.

Im Sommer bereiteten wir unser Essen draußen zu.

Wir besaßen eine Kuh und zwei Schafe.

Auf unseren Feldern bauten wir Getreide an.

Wir aßen Joghurt, den wir selbst gemacht hatten.

Eine Mühle in der Nähe machte Mehl aus unserem Getreide.

Nachts konnte man die Sterne gut sehen.

Jede Menge Sterne. Und den Mond.

Manchmal aßen wir bei Mondschein im Freien.
Um Petroleum zu sparen.

Das war Nawa.
Und ich wollte nie von dort weg.

Das Dorf liegt zwischen zwei Bergketten,
im Bezirk Jaghori. Das ist in Afghanistan.
In Afghanistan leben verschiedene Volksgruppen.
Die verschiedenen Gruppen sprechen
unterschiedliche Sprachen. Miteinander zu reden
ist darum nicht immer so einfach.
Fast alle gehören dem Islam an.
Doch die Volksgruppen verstehen den Islam
unterschiedlich. Sogar innerhalb der Volksgruppen
gibt es dabei Unterschiede.

In unserem Bezirk lebt nur die Volksgruppe
der Hazara. Unser Volk ist eine Minderheit in
Afghanistan. Die Paschtunen und die Tadschiken
sind größere Volksgruppen. Wir sehen ein bisschen
anders aus, und unsere Sprache ist auch anders.

Die meisten Menschen in Afghanistan gehören
der Volksgruppe der Paschtunen an.
Manche Paschtunen meinen:
„Hazara sind nichts wert.
Es sind Sklaven, die keine Rechte haben.“

Sie fühlen sich den Hazara überlegen.
Darum war es für uns gefährlich,
unseren Bezirk zu verlassen.

Die Paschtunen zwangen meinen Vater,
für sie zu arbeiten.
So wie viele andere Männer auch.
Er musste ins Nachbarland Iran fahren.
Mit einem Lastwagen.
Dort sollte er Waren holen.
Die Paschtunen verkauften die Waren dann.
Wir Hazara können uns mit den Iranern
verständigen. Die Paschtunen nicht.
Und wir gehören derselben Glaubens-Richtung an.
Dann redet man eben leichter miteinander.
Darum wollten die Paschtunen
nicht selber in den Iran fahren.
Also schickten sie meinen Vater.

Sie drohten ihm und sagten:
„Wenn du nicht in den Iran fährst,
bringen wir deine Familie um.
Wenn du die Ware nicht zu uns bringst,
bringen wir deine Familie um.
Wenn irgendwas kaputt ist oder du zu wenig
mitbringst, bringen wir deine Familie um.“
Mit anderen Worten:
Mein Vater durfte keinen Fehler machen.

Ich war etwa sechs Jahre alt, als mein Vater starb.
Keiner weiß genau, wie es passiert ist.
Wahrscheinlich wurde er überfallen und getötet,
als er aus dem Iran zurückfuhr.
Für die Paschtunen bedeutete das:
Ihre Ware war weg.
Darum kamen sie zu meiner Familie.
Sie wollten, dass wir die Ware ersetzen.

Erst gingen sie zu meinem Onkel,
dem Bruder meines Vaters.
Der machte den Paschtunen alle möglichen
Vorschläge. Doch sie konnten sich nicht einigen.
Danach kamen sie zu meiner Mutter.
Zum Glück waren mein Bruder und ich nicht da.
Denn die Paschtunen sagten:
„Wenn ihr nichts zahlen könnt,
dann nehmen wir deine Söhne mit. Als Sklaven.“
Sklaven zu halten ist verboten.
Auf der ganzen Welt. Auch in Afghanistan.
Aber das war den Paschtunen egal.

Seitdem hatte meine Mutter keine ruhige Minute
mehr. Sie schickte uns zum Spielen nach draußen.
Dort waren wir sicherer als in unserem Haus.
Die Paschtunen wussten ja nicht,
wie mein Bruder und ich aussehen.
Zur Sicherheit gruben wir auch noch ein Loch.

Ganz in der Nähe der Stelle, an der wir die Kartoffeln lagerten. Dort konnten wir uns im Dunkeln verstecken, wenn jemand an die Tür klopfte. Obwohl das Versteck eigentlich sinnlos war: Wer uns etwas Böses wollte, würde wohl nicht erst an die Tür klopfen.

Das war aber nicht das Einzige, was uns das Leben schwer machte. Es gab ja auch noch die Taliban. Die Taliban-Kämpfer zwangen alle Menschen, nach ihren strengen Regeln zu leben. Das setzten sie mit Gewalt durch. Auch mit Mord.

Eines Morgens saß ich in der Schule und passte nicht auf. Ich dachte an andere Dinge als Lernen. Zum Beispiel an Buzul-bazi. Das ist ein Spiel, das man mit kleinen Ziegen-Knochen spielt. Ähnlich wie Murmeln. Am dem Nachmittag wollten wir ein Turnier spielen.

Der Lehrer versuchte gerade, uns das Rechnen beizubringen. Da hörten wir ein Motorrad um die Schule herumfahren. Der Motor ging aus.

Ein riesiger Mann kam ins Klassen-Zimmer. Er hatte einen langen Bart, so wie alle Taliban. Der Mann trug ein Gewehr.

Er rief:

„Diese Schule wird geschlossen!“

Mein Lehrer fragte:

„Aber warum?“

Der Mann antwortete: „Das hat man mir befohlen.

Ihr müsst gehorchen!“

Dann ging er hinaus.

Der Lehrer schwieg. Er war wie erstarrt.

Dann machte der Lehrer weiter mit den Aufgaben.

Mit derselben ruhigen Stimme wie vorher.

Und mit demselben schüchternen Lächeln.

Am nächsten Tag kam der Taliban-Kämpfer wieder.

Er fragte: „Warum habt ihr die Schule nicht

geschlossen? Das ist eine Sünde.“

Mein Lehrer wollte wissen, wo wir Kinder denn

dann zur Schule gehen sollten.

„Nirgendwo“, antwortete der Mann.

„Schule ist nichts für Hazara.“

„Aber diese Schule schon“, sagte mein Lehrer.

„Diese Schule verstößt gegen den Willen Gottes.

Ihr erzählt den Kindern Lügen“, meinte der Mann.

Daraufhin sagte mein Lehrer:

„Wir bringen den Kindern bei, gute Menschen zu sein. Setzen wir uns doch und reden miteinander!“

Der Mann wollte nichts davon wissen.

Er lief durch unsere Reihen und atmete schnaufend.

Dann stieg er auf sein Motorrad und verschwand.

Der nächste Tag war ein schöner Tag im Herbst.

Die Sonne schien. Der erste Schnee duftete.

Wir lernten gerade ein Gedicht auswendig.

Da hielten zwei Jeeps vor der Schule.

20 bis 30 Taliban sprangen heraus.

Dann kam derselbe Mann ins Klassen-Zimmer,
der schon zweimal da gewesen war.

Er sagte:

„Wir haben dir befohlen, die Schule zu schließen.

Du hast nicht auf uns gehört.

Dafür musst du nun büßen.“

Die Taliban trieben uns aus der Schule.

Alle 200 Schüler und alle Erwachsenen.

Wir mussten uns im Kreis aufstellen.

Die Kinder in den vorderen Reihen, die Erwachsenen
hinten. Der Rektor der Schule und unser Lehrer
mussten in die Mitte.

Der Rektor umklammerte seine Jacke.

Er weinte und sah hilflos um sich.

Mein Lehrer sah uns Schüler
mit seinen schönen Augen an.
„Auf Wiedersehen, meine lieben Jungen“, sagte er.
Dann erschossen die Taliban ihn.

Von dem Tag an war die Schule geschlossen.
Und das Leben wurde langweilig.

Einige Zeit später war ich zu groß, um mich in dem
Loch bei unserem Haus zu verstecken.
Da beschloss meine Mutter, mich fortzuschicken.
Nur wusste ich das noch nicht.